



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

## **Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Kreyenberg, Gotthold: Theodor Körners Vater

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

kapitalistische Produktion auf diese Vorzüge nicht mehr berufen; denn die Kartelle bezwecken Einschränkung der Produktion und Hochhalten der Preise. Überdies wird der Gewinn aus den Kartellen, je mehr die Konkurrenz durch sie beschränkt wird, immer mehr einer kleinern Zahl von Persönlichkeiten zufallen und dadurch der große Übelstand noch verstärkt werden, daß sich ungeheure Vermögen in einzelnen Händen ansammeln.

(Schluß folgt)



## Theodor Körners Vater

Von Gotthold Kreyenberg



von einer unrichtigen Auffassung der geschichtlichen Vorgänge zu Anfange des gegenwärtigen, nun bald auslaufenden Jahrhunderts würde es zeugen, wollte man annehmen, daß die allgemeine Erhebung des deutschen Volkes in den sogenannten Freiheitskriegen nur einer augenblicklichen, wenn auch zornigen und mächtigen Aufwallung des Nationalgefühls entsprungen sei. Um ein Bild zu gebrauchen: es war nicht ein Emporspritzen politischen Gifchts und das darauf folgende Wellentreifen des Wassers, als der napoleonische Felsblock ins Meer der Zeit geworfen wurde, sondern es kam ein die Tiefen aushöhrender, alles vernichtender Volkssturm, den die Schwüle einer drückenden Zeit längst geweissagt hatte, und dessen gewaltige und nachhaltige Wirkung in der höhern, sittlichen Macht beruhte, die ihn heranzief. Diese sittliche Macht oder der Gott, der da lebt, „zu strafen und zu rächen,“ drückte dann den jungen Helden das Schwert in die Hand und gab den Sängern die feurigen Lieder ein. Diese Macht und Kraft wuchs jedoch nicht im gegebenen Augenblicke aus der Erde urplötzlich empor, wie einst die behelmten Krieger in der Jasonsage, sondern sie war ein langsam gewachsener und mühevoll gepflegter Baum. Theodor Körner und seine Kampfgenossen aber waren die purpurnen Blüten an diesem modernen Weltenbaume Jggdrasil. In der That, der Aufruf „An mein Volk“ hätte es nicht allein zu wege gebracht, daß „alle, alle kamen.“ Er konnte nur die „Männer“ von den „Buben“ scheiden, er war nur der Windstoß, der in die verborgne, aber fort und fort glimmende Glut fuhr, daß sie zur Flamme aufloderte.

Wer aber hatte die gute Saat in die Furchen der Zeit schon lange zuvor gestreut, wer hatte das heilige Feuer in Brand erhalten? Eine nicht gerade

zahlreiche Schar von Männern, die, wenn sie auch nicht immer oder nicht aufdringlich im Vordergrunde standen, doch in jenen schweren und trüben Tagen die geistigen Führer des Volkes waren. Und Führer ziehen ja nie in einem Massenaufgebot daher, sie lenken und leiten vereinzelt.

Diese Vorkämpfer — Streiter, noch ehe die Schlacht wogte — waren gereifte Männer, zum Teil Greise. Sie waren die geistigen Urheber, die sittlichen Hebel der ganzen Bewegung. Zu ihnen gehörte, um nur einige zu nennen, Fichte, Wilhelm von Humboldt, sogar noch Schiller und, nicht zuletzt, Christian Gottfried Körner. Ohne ihn, auch nur im geistigen Sinne gesprochen, kein Karl Theodor Körner!

Weil aber dieser so ganz der Sohn auch seines geistigen Vaters war und immer mehr zu werden versprach, so sei am hundertjährigen Geburtstage des Helden und Sängers auch dessen gedacht, dem er nicht bloß das Sein; sondern auch zum überwiegenden Teile das Werden und Fühlen verdankte. In unsrer Zeit wird viel und wird wenig gelesen. Viel, um die Flut der Tageslitteratur zu bewältigen; wenig, weil diese Flut eben Wasser, nichts als Wasser ist, und man zwar mit den Augen, aber leider oft nicht für Geist und Herz liest. Gute Bücher sind nach wie vor eine seltene Erscheinung, sie bleiben aber häufig, wie die Perlenmuscheln in der See, ungefunden, wenn sie nicht des Tauchers Hand vom Grunde emporholt. Ein solches gutes Buch, das in sich schon der klare Beweis für unsre Ansicht über die Bedeutung Christian Gottfried Körners ist, sind seine von Adolf Stern herausgegebenen gesammelten Schriften.\*)

In dem einbändigen, 423 Seiten zählenden Buche findet sich auch für den Kenner reiche Geistesnahrung. Aber erst recht der Gebildete jedes Standes sollte es lesen, für den Christian Gottfried Körner vorzugsweise schrieb. Für ihn könnte es noch heutzutage ein Wegweiser und Ratgeber in vielen Fällen sein. Wenn nur überhaupt die Persönlichkeit des Verfassers, den man eben gewöhnlich bloß als den Vater des Sohnes nennt, bekannter wäre! Mögen die Feuer, die zu Ehren Theodor Körners an dessen hundertjährigem Geburtstage aufflammen werden, auch dazu dienen, ihren Schein rückwärts auf Leben und Charakter des Vaters zu werfen!

Bekanntlich gab Christian Gottfried Körner, als der Sohn ihm seinen heldenmütigen Vorsatz mitteilte, fürs Vaterland zu kämpfen, unbedenklich seine Zustimmung. Die große Zeit fand beide nicht klein. Ja in jenen Tagen des erwachenden Völkerfrühlings schrieb auch der Vater eine zündende Flugschrift, von der nur noch wenige Exemplare vorhanden sein möchten. Sie führt den Titel „Deutschlands Hoffnungen“ (Leipzig, 1813) und trägt das Motto aus

\*) Christian Gottfried Körners gesammelte Schriften, herausgegeben von Adolf Stern. Leipzig, Fr. Wihl. Grunow, 1881.

Tacitus De moribus Germaniae: Effigies et signa quaedam detracta lucis in proelium ferunt. „Ihrer Grundstimmung nach — sagt der neue Herausgeber — klang sie mit den poetischen Verheißungen des Sohnes zusammen:

Vor uns liegt ein glücklich Hoffen,  
Liegt der Zukunft goldne Zeit,  
Steht ein ganzer Himmel offen,  
Blüht der Freiheit Seligkeit.  
Deutsche Kunst und deutsche Lieder,  
Frauenhuld und Liebesglück —  
Alles Große kommt uns wieder,  
Alles Schöne kehrt zurück.“

Und wie kühn, auch auf die Gefahr hin, die Schiffe hinter sich zu verbrennen, hebt Christian Gottfried Körner nun selber an: „Mit euch, deutsche Männer und Jünglinge, für die Unabhängigkeit unsers Vaterlandes an der Seite meines Sohnes zu kämpfen, hindern mich Amt und Jahre. Aber verschmäht das Wenige nicht, was ich selbst vielleicht noch für die gute Sache zu leisten vermag. Nehmt freundlich einen Versuch auf, euch Bilder der Zukunft herauszuführen, wie sie in den schönsten Momenten mir vorschweben, da das Vertrauen, daß Gott eure Waffen segne, am lebendigsten ist. Auch eure Vorfahren stärkten sich gern in der Schlacht an dem Anblick der Heiligtümer, für deren Schutz sie sich opferten. . . . Und möchte doch meine Stimme auch zu einem jeden gelangen, der diesen großen Zeitpunkt durch ängstliche Sorgen entehrt, damit nicht durch Zweifel über den Erfolg des jetzigen Kampfes selbst in bessern Seelen der Eifer erkalte, auf dessen Fortdauer und allgemeiner Verbreitung Deutschlands Rettung beruht. . . . Nicht zu früh können wir uns der seelenerhebenden Betrachtung überlassen, was für herrliche Blüten und Früchte aus dem innern Reichthum des Vaterlandes von selbst hervorgehen würden, sobald es die eiserne Hand nicht mehr fühlte, die jetzt die edelsten Reime zerknickt. Unsre Hoffnungen sind nicht zu kühn, wenn sie nicht auf willkürliche Voraussetzungen, sondern auf Erfahrungen sich gründen. Und jetzt ist es mehr als jemals Pflicht, den eigentümlichen Wert des echten Deutschen nicht zu verkennen, sondern mit gerechtem Stolze sich daran zu erfreuen. . . . Wenn zu allen Zeiten selbst unter den ungünstigsten Verhältnissen einzelne Deutsche durch Geist, Kraft, Ernst und Gemüt in irgend einer Gattung von Thätigkeit sich auszeichneten, so liegt am Tage, was wir zu erwarten haben, sobald jedes Streben höherer Art durch fremde Übermacht nicht mehr gehemmt wird. . . . Was unter den zeitherigen Umständen in unserm Vaterlande der Einzelne leistete, gelang ihm durch das Übergewicht einer starken Seele über den äußern Druck. Unererschüttert von den Stürmen der Zeit lebte er in einer bessern Welt für die Seinigen, für sein Geschäft, seine Kunst, seine Wissenschaft, seinen Glauben.“

Genau so lag der Fall bei Theodor Körners Vater. Die „Einzelleistung“, trotz äußern Druckes, war groß, weil sie der Allgemeinheit diente. Und der leibliche und geistige Sohn des charaktvollen Vaters besiegelte die ihm vom Vater eingeflößte Gesinnung mit seinem Herzblute. Der Vater aber war ein deutscher Charakter durch und durch. Um dies zu erweisen, sei hier in großen Zügen sein Lebens- und Entwicklungsgang geschildert.

Christian Gottfried Körner wurde am 2. Juli 1756 zu Leipzig geboren als der Sohn eines strenggläubigen Geistlichen, der den beiden altberühmten Leipziger Gotteshäusern, der Nikolai- und der Thomaskirche, angehörte. Schon dieser, ein ehrenfester Charakter vom Schlage etwa des alten Lessing oder Goethe, nahm in dem Leipzig jener Tage, das sich erst später zu einem Klein-Paris umbildete, nicht bloß in geistlichen, sondern auch geistigen Dingen eine führende Stellung ein. Reich an Titeln — er war Dr. theol., Archidiaconus an der Thomaskirche, Superintendent, ordentlicher Professor, Assessor im Konsistorium, zuletzt noch Domherr des Hochstifts zu Meißen — fehlte es ihm infolge seiner zahlreichen Ämter auch nicht an Mitteln, wozu kam, daß er seine Lebensgefährtin, Sophie Margarete Keiner, aus einem gewichtigen Leipziger Patrizierhause erwählt hatte. Wenn ihn auch das Bewußtsein seines Wertes nicht gerade verblendete, so meinte er doch, zumal da ihn seine tadellose Lebensführung vollends sicher machte, den Sohn die väterlichen Wege führen zu müssen. Wie es indes oft zu geschehen pflegt, stieß er auf Widerstand. Ein unabhängiger Sinn geht eigne Bahnen.

Der dreizehnjährige Knabe bezog mit kurfürstlicher, ihm vom Vater erwirkter Protektion die Landesschule zu Grimma, das Moldanum illustre. Schon aus jener Zeit stammt ein Gedicht an eine Körnersche spätere „Erbtante,“ Frau Christiane Sophie Myrer in Zerbst, das nicht ungewandt abgefaßt ist. Aber weit entfernt, sich dichterischen Schwärmereien hinzugeben, entwickelte er, von Eltern und Lehrern vielfach angespornt, aber auch aus eigenem Antriebe, einen ruhigen Fleiß und versagte sich selbst die unschuldigsten Vergnügungen. Dieser Eifer, der sich eigentlich niemals genugthun konnte, zeichnete ihn während seines ganzen Lebens aus.

Mit einer gründlichen klassischen Bildung ausgerüstet, sollte er sich nach beendeten Schuljahren für einen Beruf entscheiden. Er würde, nach seinen eignen Mitteilungen, dem väterlichen Beispiele gefolgt sein und die Theologie erwählt haben, hätte nicht die Philosophie schon Zweifel in ihm wachgerufen. Die unangenehme Situation der praktischen Ärzte verleidete ihm von vornherein die Medizin. So blieb, da für ihn nur drei Fakultäten in Betracht kamen, noch die Jurisprudenz übrig. Weil ihn aber davon das „buntstüchlige Gewebe willkürlicher Sätze, die trotz ihrer Widersinnigkeit dem Gedächtnis eingeprägt werden mußten,“ abstieß, so beschloß er, die Rechtsgelehrsamkeit mehr nach der philosophischen und nationalökonomischen Seite zu betreiben,

damals noch etwas neues. In Verbindung damit befließigte er sich dann aber auch der Naturwissenschaften und der Mathematik, namentlich in ihren Anwendungen auf die Bedürfnisse und Gewerbe der Menschen, ein Gebiet, das man heutzutage Technologie nennen würde.

Bei seinen Studien leitete ihn nicht die Absicht, durch die Erlangung besondrer Fachkenntnisse später in seiner Laufbahn schneller vorwärts zu kommen, sondern das Streben, auf unbekanntern Bahnen zu forschen. Im allgemeinen war es der Trieb nach Erkenntnis und Wahrheit, der ihn beselte. Von vornherein hatte er sich den Wahlspruch erkoren, der Wahrheit das Leben zu widmen (*vitam impendere vero*), ganz im Sinne des um jene Zeit von G. E. Lessing in seiner Duplik gegen Goeze aufgestellten Forschergrundsatzes, daß nicht die Wahrheit, in deren Besitz irgend jemand sei oder zu sein vermeine, sondern die aufrichtige Mühe, die er aufgewendet habe, hinter die Wahrheit zu kommen, den Wert eines Menschen ausmache.

Nachdem Körner seine Studien in Leipzig begonnen und in Göttingen fortgesetzt hatte, kehrte er 1777 in seine Vaterstadt zurück, um sie dort abzuschließen. Im folgenden Jahre wurde er Magister in der philosophischen Fakultät und erwarb sich 1779 die Erlaubnis, juristische Vorlesungen zu halten, nachdem er vorher die Würde eines Doktors beider Rechte erlangt hatte. Aber Zuhörer wollten nicht kommen. Nach einem Jahrzehnt schrieb er mit gutmütiger Selbstverspottung an Schiller, den angehenden Geschichtsprofessor: „Mit mehr Geräusch hättest du deine neue Laufbahn nicht beginnen können. Ich kann mich desto besser in deinen Fall denken, da ich selbst etliche male zu Anfang des halben Jahres am Fenster gelauert habe, wobei jedes Stiefeltratschen mir willkommene Musik war.“ Zuvor erhielt er noch Gelegenheit, außer der vielseitig gelehrten sich auch eine weltmännische Bildung anzueignen. Im Herbst desselben Jahres (1779) begleitete er einen jungen Grafen (Schönburg-Glauchau) als Mentor auf dessen „Kavaliertour.“ Die Reise dauerte ungefähr vierzehn Monate, und er lernte auf ihr außer einem großen Teile Deutschlands Holland, England, Frankreich, die Niederlande und die Schweiz kennen. Nach der guten Sitte der damaligen Zeit führte er ein eingehendes Reisetagebuch, worin er sich in verständigem Ton und ohne viele Redensarten über Land und Leute, Kunst und Industrie ausdrückt.

Schon 1781 verzichtete er darauf, in seinem Auditorium die Studenten vergeblich zu erwarten, und wurde Konsistorialadvokat in Leipzig. Da er sich guter Empfehlungen zu erfreuen hatte und auch wirklich bald als brauchbarer Beamter erkannt wurde, erstieg er bereits nach zwei Jahren eine höhere Stufe und ward als jüngster, auf jeden Fall sehr junger Rat, an das Oberkonsistorium nach Dresden berufen.

Der Abschied aus seiner Vaterstadt wurde ihm schwer, besonders auch deshalb, weil ihn dort die Liebe gefesselt hielt. Schon 1782 hatte er sich mit

der verwaisten Maria Jakobina Stock, der Tochter des aus „Dichtung und Wahrheit“ bekannten, von Nürnberg eingewanderten Kupferstechers Stock, die er im Breitkopfschen Hause kennen gelernt hatte, verlobt. Seine Eltern sahen dieser Verbindung ihres Sohnes, für den sie andre Pläne in Bereitschaft haben mochten, mit einer „Kupferstechermamsell,“ wie es in ihren Kreisen hieß, kaum freudig entgegen. Überhaupt waren dem Vater die Bekanntschaften Christians mit Künstlern und ähnlichen, in seinen Augen wohl „problematischen“ Naturen ein Dorn im Auge. Jedoch der ausgeprägte Wille des Sohnes machte sich schon hier geltend. Nicht als ob er von der seltenen Schönheit seiner Braut so hingenommen gewesen wäre, um sich überhaupt klarer Erkenntnis zu verschließen. Aber er hegte die feste Überzeugung, und die Zeit hat gelehrt, wie richtig er zu urteilen verstand, in seiner „Minna“ (vielleicht eine Zusammenziehung aus Maria Jakobina) das Wesen zu besitzen, das ihn dauernd beglücken könnte. Noch nach zwanzig Jahren vermochte er an seinem Hochzeitstage aufrichtigen Herzens zu schreiben:

Festlich gestimmt erwach ich und blicke dankbar gen Himmel,  
 Und er zeigt mir ein Bild, würdig des heutigen Tags.  
 Klar und mild ist die Bläue, nur leichte Streifen von Wolken  
 Zeigen sich einzeln, doch bald hat sie ein Lüftchen verweht.  
 Alles umglänzt und verherrlicht vom Strahle der freundlichen Sonne —  
 So ward einst meine Welt, Liebe, durch dich mir verkärt!

Der Vater war und blieb aber andrer Ansicht, und so hieß es für das Brautpaar warten. Jedoch verstrich ihnen die Zeit durchaus nicht in trübseligem Harren, denn die Jugend läßt besonders in solcher Lage den Mut so leicht nicht sinken. Zudem fanden sich sogar zwei Brautpaare in Stocks mehr als einfacher Mansardenwohnung zu fröhlichem, besonders geistig belebtem Verkehr zusammen. Der ältern Schwester Dorothea oder Doris hatte sich ein junger begabter Schriftsteller, Ludwig Ferdinand Huber, genähert, sie war es, in deren anschlägigem Kopfe die Idee entstand, den durch Verfolgung und Flucht mit dem Zauber der Romantik umwobenen Dichter der „Räuber“ in sinniger Art und Weise durch ein Geschenk zu überraschen und zu erfreuen. Bekanntlich sandten die vier Verlobten durch Vermittlung der Schwanschen Buchhandlung kleine Zeichen der Verehrung nach Mannheim, unter denen außer einem von Körner selbst komponirten Liede aus den Räufern die von Doris gemalten Bilder der Absender die ansprechendsten sein mochten. Weniger bekannt möchte sein, daß durch diese Annäherung Schiller vor nicht unwahrscheinlichem Untergange bewahrt blieb. Noch aus Mannheim schrieb er an seine Leipziger Verehrer: „Ich kann nicht mehr hierbleiben. Zwölf Tage habe ichs in meinem Herzen herumgetragen, wie den Entschluß, aus der Welt zu gehen. Menschen, Verhältnisse, Erdreich und Himmel sind mir zuwider.“ Dazu ergänzt Friedrich Förster: „Diesen Entschluß, »aus der Welt zu gehen,«

auszuführen, war der an den Rand der Verzweiflung getriebne Schiller damals sehr nahe. In einem Briefe an Körner, den dieser mich lesen ließ, schrieb er: »Von der Brücke bei Sachsenhausen sah ich mut- und trostlos hinunter in den Fluß und war entschlossen, einem qualvollen Leben ein Ende zu machen; — da traten eure Bilder mir vor die Seele, ich gedachte eurer Liebe und Freundschaft; sie riefen mich in das Leben zurück und retteten mich.« Als der Vater Körner mich damit betraut hatte, aus dem damals nur handschriftlich vorhandenen Briefwechsel Auszüge für Frau von Wolzogen zu machen, hatte ich diese Stelle als vom größten Interesse zur Veröffentlichung ausgezogen; Körner legte jedoch den Brief zurück, wie er meinte, aus schonender Rücksicht für den Freund.“

So war der Aufenthalt Schillers bei Körner in Leipzig und Dresden ein Ereignis von noch viel schwerer wiegender Bedeutung, als gewöhnlich angenommen wird. Niemand hat aber auch von vornherein so scharf und klar Schillers Größe erkannt, wie sein Freund Körner. Schon nach kurzer Zeit ihrer Bekanntschaft äußerte dieser in aufrichtiger Bewunderung, daß „alles, was die Geschichte in Charakteren und Situationen Großes liefere und Shakespeare noch nicht erschöpft habe, auf Schillers Pinsel warte.“ Der Briefwechsel zwischen den beiden Freunden und die philosophischen Briefe zwischen Julius und Raphael (Schillers *Thalia*, drittes Heft, 1787, und siebentes Heft, 1789), abgedruckt in Christian Gottfried Körners Gesammelten Schriften, muten uns an, wie das erhebende Geläut zweier harmonisch gestimmten Glocken; die „Nachrichten von Schillers Leben“ aber, die kein Würdiger schreiben konnte als Körner, und mit denen dieser die erste Gesamtausgabe der Werke seines Freundes begleitete, können wohl mit Goethes berühmtem Epilog zu Schillers Glocke verglichen werden, wenn sie auch in schlichter Prosa abgefaßt sind.

Während Schiller mit Körner und Huber zusammenlebte und sein Lied an die Freude dichtete, vollzog sich der Bund fürs Leben zwischen Minna Stoll und ihrem Verlobten. Durch den Tod der Eltern zu Anfang des Jahres 1785 war Körner in den Besitz eines nicht unbeträchtlichen Vermögens gelangt, dessen er freilich auch zur Begründung eines Hausstandes bedurfte, denn sein Gehalt betrug damals, einschließlich eines Nebenamtes, nur zweihundert Thaler. Die Opfer, die er Schiller brachte, waren also nicht ganz gering anzuschlagen. Aber noch einem zweiten Freunde stand er bei, dem Buchhändler Götschen, dem spätern Verleger der „Knospen“ seines Sohnes, wenn er bei dieser Unterstützung auch hoffte, sein Geld leidlich zu verzinsen.

Das Haus, das er nun in Dresden begründete, wird mit Recht als eine Dase in der damaligen „Wüste der Geister“ geschildert. Die Persönlichkeiten, die darin ein- und ausgingen oder längere und kürzere Zeit dort verweilten — außer Schiller noch Goethe, Wilhelm von Humboldt, Graf Geßler, die Herzogin

von Kurland, Tieck, Heinrich von Kleist, Ohlenschläger, Mozart, Zelter — sind das lebendige Zeugnis einer geistigen Atmosphäre, hinter der im wesenlosen Scheine das Niedrige und Gemeine lag. Eines besonders starken Charakters bedurfte es allerdings, um in jenen Tagen erfolgreich allen fremden, unlauteren Elementen den Eintritt zu wehren. Wenn Zelter und Förster die Körnerschen Frauen von einer gewissen Nachgiebigkeit dem französischen Wesen gegenüber nicht ganz freisprechen wollen, so ist dagegen Körner selbst ein Fels in solcher Brandung. Die Gefahren sah er wohl und sprach sie auch in „Deutschlands Hoffnungen“ aus: „Fremde Gewalt ist dem deutschen Volke, sobald es nicht durch innere Zwietracht geschwächt wird, weniger gefährlich, als fremde Sitte, die sich durch eine glänzende Außenseite empfiehlt. Ein Übermaß von Bescheidenheit verleitet uns, jede Eigenheit des Ausländers, die wir an uns vermissen, in einem verschönernden Lichte zu betrachten. Daher das Bestreben, unsre Söhne und Töchter nach dem Muster eines Volkes zu bilden, bei dem Trivolität, Eitelkeit und Selbstsucht einheimisch geworden waren. Wohl uns, wenn wir bei dem jetzigen Kampfe zur Besonnenheit erwachen und es dahin kommt, daß Flachheit, Herzlosigkeit und all der Flitterstaat, mit dem eine modische Erziehung prangt, nicht mehr für höhere Ausbildung gilt.“

Diese auch heute noch zutreffenden Worte waren zugleich das Erziehungsprogramm für seine beiden Kinder, für die am 19. April 1788 geborene Emma Sophie und namentlich für Karl Theodor. Als dieser größer wurde, las der Vater viel über Pädagogik und kehrte zu seinem Lieblingsstudium der Natur zurück. Gern nahm er für seine pädagogischen Grundsätze aus dieser auch seine Vergleiche. Was nicht von selbst wächst, äußerte er sich öfter über Theodor, pflanze ich nicht.

Es ist anziehend, zu beobachten, wie meisterhaft es der Vater verstand, den Sohn zu leiten und ihm doch ein großes Maß von Selbständigkeit zu gewähren. Die Erziehung, mehr im Hause als in der Schule bethätigt, da Theodor die Kreuzschule in Dresden nur kürzere Zeit besuchte, gründete sich auf ein Vertrauen, das der Sohn auch niemals bewußt täuschte. Das ehrt ihn und den Vater. Als Theodor zur Bergakademie geht, schreibt ihm der Vater (am 10. Juni 1808): „Seit heute bist du nun, lieber Sohn, dir selbst überlassen. Über diese wichtige Veränderung in deinem Leben habe ich dir wenig zu sagen. Ich liebe die Vermahnungen nicht, weil ich sie für unnötig halte, wenn man Grund zum Vertrauen hat, und weil sie im entgegengesetzten Falle ganz unnötig sind. Ohne Vertrauen auf dich würde ich sehr unglücklich sein, aber ich rechne fest darauf, daß du fortfahren wirst, deinen Eltern Freude zu machen.“

Diese Zuversicht geht ihm selbst bei den Ausschreitungen seines Sohnes auf der Universität Leipzig nicht verloren. Er weiß, daß der Jugendquell bei ihm wohl überfließen, aber nichts Unreines zu Tage fördern kann. So

ist er stets mehr der freundliche Berater, als der strenge Vater, aber nicht jeder Sohn ist auch ein Theodor Körner. Als dieser den großen Entschluß seines Lebens faßt, mit Drangabe seines jungen glänzenden Jugendglückes Blut und Leben zu wagen, wird aus dem gütigen Ratgeber der Freund, der Kampfgenosse. Christian Gottfried durfte sich gerechten Stolzes sagen, daß die Saat, die er selbst sorgsam gesät hatte, herrlich aufgegangen war.

Und was konnte es denn Erhabneres geben, wenn es ihm auch das Herz zerriß, als den Heldentod seines Sohnes! In diesem Sohne war, wie Wilhelm Scherer sagt, kein Rückblick auf vergangene Zeiten, keine Weichheit, keine Träumerei, sondern die volle Frische des Säuglings, die in der Gegenwart lebt; der reinste Enthusiasmus, dem die große Zeit einen großen Inhalt giebt. Er ward ein Idealist, wie Piccolomini. Er lebte in den Gefinnungen der Jungfrau von Orleans: „Nichtswürdig ist die Nation, die nicht ihr Alles freudig setzt an ihre Ehre!“ „Was ist unschuldig, heilig, menschlich, gut, wenn es der Kampf nicht ist ums Vaterland?“

So hatte auch der Vater gedacht, und dennoch ist begreiflich, daß der Tod des Sohnes alle seine Hoffnungen vernichtete. Als Flüchtling vor der Rache des Eroberers, der ihm sein Glück zerschmettert hatte, umhergetrieben, empfing er die sichere Kunde von dem betrübenden Ereignis des 26. August 1813 erst im November desselben Jahres. An den Leipziger Freund Kunze schrieb er starken Herzens über Theodors frühzeitiges Ende: „Mein Schmerz ist sanft, und sein Tod hat für mich eine seelenerhebende Wirkung. Als Schutzgeist werde ich ihn ehren und den Rest meines Lebens alles anwenden, um seiner wert zu sein, um für die große Sache, der er sich geopfert hat, auch in meinem Wirkungskreise nach meinen Kräften etwas zu leisten.“

Unter den obwaltenden Umständen, wenn er auch in seinem engern Vaterlande eine neue, ihm zusagende Beschäftigung gefunden hatte, mußte ihm die Aussicht, gerade in preußische Dienste übertreten zu können, angenehm sein. In den alten Verhältnissen „ekelte ihn manches Gesicht.“ Am 3. März 1815 trug ihm Hardenberg die Stelle eines Staatsrats im preußischen Ministerium des Innern an. „Die Verdienste — so lautete das amtliche Schriftstück —, welche Sie Sich durch Ihre ebenso einsichtsvolle als thätige Teilnahme an der Sache Ihres Vaterlandes, besonders auch durch Ihre Arbeiten am königlichen Generalgouvernement erworben haben, und die Verhältnisse, in welche Sie durch die Ereignisse versetzt worden sind, legen mir die Pflicht auf, Ihnen mit dem Anerbieten, Sie in den preußischen Staatsdienst aufzunehmen, entgegenzukommen.“

Im Geiste seines Sohnes zu wirken, bot Preußen allerdings ein geeigneteres Feld als Sachsen. Auch den schweren Schicksalsschlag durch den Verlust der blühenden Tochter, von der man wohl sagen kann, daß der Tod des Bruders ihr das Herz brach, überwand er kraftvoll. Sie starb am

15. März 1815, und bereits am 3. April vermag der Vater an Frau von Humboldt zu schreiben: „Mich hat Gott wunderbar gestärkt, und meine Gesundheit ist weit weniger angegriffen, als nach dem Tode des Sohnes.“ „Den Manen der Kinder“ aber hat er, als er 1818 ihre Grabstätte in dem fernen Wöbbelin besuchte, nachstehende ergreifende Distichen gewidmet:

Heil euch, seliges Paar! Hoch schwebt ihr über der Erde;  
Wir verweilen noch hier, wandeln auf dornicht'ger Bahn.  
Aber in Blumen und Sternen, in jeder Fierde des Weltalls  
Sieht der sehnende Blick seine Geliebten verklärt.  
Auch in der Eiche, die hier die bethränkten Gräber beschattet,  
Zeigt, was ihr waret und seid, uns sich als liebliches Bild.  
Nach aus der Wurzel entstehn aus dem Herzen des Stammes zwei Äste,  
Kräftig strebt einer empor, ihm schließt der zweite sich an.  
Bald, wie durch fremde Gewalt, sehn wir sie getrennt und vereinigt,  
Aber der höhere Trieb siegt über irdische Macht.

Schon ein Jahr vorher hatte man ihn in Berlin in den Wirkungskreis gestellt, der für die ganze Richtung seines Geistes in der That der geeignetste war, er wurde 1817 Geheimer Ober-Regierungsrat im Altensteinschen Kultusministerium. Befriedigung gewährte ihm, die Lage der Lehrer und namentlich ihrer Witwen und Waisen verbessern zu können, wenn auch bereits damals der Realismus der Finanzen dem Idealismus des Kultus die Flügel zu beschneiden pflegte. Auch als eine Art Kurator der Berliner Gymnasien fand er eine ihm zusagende Thätigkeit, weniger schon als Beamter im Ober-Zensurkollegium. Hier trat ihm das zu damaliger Zeit in Berlin leider vorherrschende Parteiwesen entgegen, dem er mit seinem ruhigen, auch fremde Gegensätze gern ausgleichenden Geiste abhold war. Aber als eine kleine, dennoch mächtige Strömung am Hofe immer mehr Einfluß erhielt und die zu verfolgen anfing, die im Kampfe für die Freiheit nicht Gut noch Blut geschont hatten, fühlte er sich in seinem innersten Fühlen verletzt und verfaßte eine Schrift: „Stimme der Warnung bei dem Gerücht von geheimen politischen Verbindungen im Preussischen Staate.“ (Berlin, 1815.) Es handelte sich um vermeintliche Ausläufer des „Tugendbundes,“ aufgespürt und angeklagt von dem Professor und staats- und rechtswissenschaftlichen Schriftsteller Schmalz in Berlin, in einer Flugschrift „Über politische Vereine,“ die viel Staub aufwirbelte. War auch Körners Gegenschrift ziemlich matt, da er sich als Staatsbeamter vorsichtig zurückhielt, war sie demnach kein attisches Salz auf jenes „Schmalz,“ so läßt sie doch den verhaltenen Nummer des Vaters durchblicken, daß der Heldentod seines Sohnes für eine weitere freiheitliche Entwicklung eigentlich fruchtlos geblieben war. „Die tapfern Streiter — sagt er —, denen das Vaterland seine Stellung verdankt, kehren heim, und ihre glorreichen Siege fordern ein würdiges Denkmal. Dies ist die Ausföhrung des großen Werkes, das auf den Schlachtfeldern gegründet wurde.

Für die vereinigten Kräfte Deutschlands giebt es kein höheres Ziel, und bei der Nachwelt haben wir zu verantworten, was in dem jetzigen Zeitpunkte versäumt wird. Auf den preußischen Staat sind vornehmlich alle Augen gerichtet, denn hier erwartet man mit Recht einen edeln Wetteifer unter allen Klassen der Nation und in jedem Wirkungskreise die Früchte der allgemeinen Begeisterung, die durch die Thaten der Krieger bei ihren friedlichen Mitbürgern erzeugt wird. Daß aber eben in diesem Staate und eben jetzt die Spuren von einem Geiste des Argwohns und der Zwietracht sich zeigen, der seit mehreren Jahrhunderten so viel Unheil in Deutschland gestiftet hat, ist eine traurige Erscheinung." Und an einer andern Stelle: „Daß Deutschland so wieder hergestellt werde, wie es vor den letzten Jahren des Unglücks und der Knechtschaft gewesen war, darf uns nicht genügen. Der innere Gehalt des deutschen und insbesondre des preußischen Volkes hat sich durch vielfache Prüfungen bewährt und begründet seinen Beruf zu einer höhern Stufe. Es soll nicht bloß unter den gebildetsten und blühendsten Völkern seinen Platz einnehmen, sondern auf der Bahn zur Vollendung als Beispiel vorangehen.“

Aber die Zeit war ihrem Ideale noch nicht reif, wie sein großer Freund Schiller gesagt hatte, und so mußte Körner sich bescheiden. Ein anderer, größerer hat die schon damals eingesenkten Keime zu herrlicher Entfaltung gebracht. Körner aber flüchtete in Stunden der Entmutigung zu seiner Kunst, der Musik, deren Angelegenheiten er auch im Ministerium zu vertreten hatte, und suchte auch das deutsche Wesen, durch Beispiele im eignen Hause darauf geführt, aus dem Charakter tüchtiger Frauen zu ergründen, denen seine letzte schriftstellerische Arbeit gewidmet ist, „Für deutsche Frauen“ (Berlin und Stettin, 1824). Er spricht darin über Weiblichkeit, Schönheit der Seele, Leben, Freiheit, Einheit, Ebenmaß, innern Frieden und Licht und Wärme, alles in Bezug auf Frauengeist und weibliches Gemüt. Außerdem fanden sich von ihm einige bisher noch ungedruckte Handschriften im Dresdner Körnermuseum und in der Berliner Bibliothek vor, so „Gedanken über die Bedingungen eines blühenden Zustandes der preußischen Universitäten“ u. s. w.

Überblicken wir den stattlichen Umfang seiner noch nicht erwähnten literarischen, ästhetischen und politischen Arbeiten, die teils über die Freiheit des Dichters bei der Wahl seines Stoffes, über die Kunst der Deklamation, Charakterdarstellung in der Musik, Wilhelm Meisters Lehrjahre, das Lustspiel, teils über Geist und Esprit und über die deutsche Litteratur handeln, die ferner das Leben des Kanzlers Axel Oxenstierna, die Verbesserung des Zivilprozesses, die Hilfsquellen Sachsens, den staatswirtschaftlichen Wert eines Menschenlebens und noch manche andre praktische Frage zum Gegenstande haben, ziehen wir endlich sein mehr als pflichttreues amtliches Wirken in Betracht, das ihm in dem letzten Abschnitt seines Lebens freilich eine gewisse gebundene Marschrouten vorschrieb, so finden wir bestätigt, was sein Freund

Streckfuß von ihm in einem Nekrolog aussprach, daß er bis an seine letzten Tage die Forschung und die Kunst liebte und übte und der Wissenschaft in allen ihren bedeutenden Erscheinungen folgte, daß aber alle diese verschiedenartigen Bestrebungen zu einem einheitlichen Ganzen durch ein Gemüt verschmolzen waren, in dem nur Wahrheit, Treue und Liebe wohnte, und das alles Gewöhnliche und Schlechte, was uns im Leben nur zu oft entgegentritt und sich uns aufdrängen will, ohne Kampf und Anstrengung, nur durch die ruhige Kraft der innern Würde zurückwies.

Diesem trotz alledem anspruchslosen Charakter war es beschieden, 1828 das fünfzigjährige Doktorjubiläum durch ein Fest zu begehen, das zwar auf Anregung seiner Vorgesetzten gefeiert wurde, aber trotzdem weit eher ein herzliches, als ein amtliches Gepräge trug. Sein langjähriger Freund, der Minister W. von Humboldt, leitete die Feier mit einer warm empfundenen Ansprache ein, und als der Jubilar nur als Theodor Körners Vater dankte, nahm der Minister von Kampe Veranlassung, die eignen hohen Verdienste des Gefeierten gebührend hervorzuheben.

Von diesem sonnigen Rückblick umstrahlt, wirkte er in ungeschwächter Kraft noch drei Jahre und schied dann, ohne vorher krank gewesen zu sein, schmerzlos am 13. Mai 1831 aus dem Leben. Seinem Wunsche gemäß wurde er an der Seite seines Sohnes und seiner Tochter bei Wöbbelin bestattet. Einfach und schlicht, wie sein Wesen, war seine Grabschrift; sie wies nur seinen Namen und den Tag seiner Geburt und seines Todes auf. Erhalten sind aber die Worte, die Neander an Ch. G. Körners Sarg sprach, als dieser die letzte Reise zu der Eiche auf mecklenburgischem Grund antrat. Es war nicht ein bloßer Schmuck der Trauerrede, wenn ihm der würdige Bischof den höchsten Vorzug zuerkannte, in der That und Wahrheit ein Christ gewesen zu sein, wenn er sagte, daß der Geist eines Weisen in ihm gewohnt und das Herz eines Kindes in seiner Brust geschlagen habe, daß an ihm das Beste der alten und neuen Zeit in seltner Verschmelzung vereinigt gewesen sei. So war Ch. G. Körner, das beweist sein Leben, davon zeugt sein Wirken, ein tief-ernster Idealist, ein Muster für die Mit- und Nachwelt, ein echter deutscher Charakter.

